

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Die Quitzows und ihre Zeit oder die Mark Brandenburg unter Kaiser Karl IV. bis zu ihrem ersten Hohenzollerschen Regenten

Klöden, Karl Friedrich von

Berlin, 1889

Siebenundzwanzigstes Kapitel

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-1677

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am ersten Weihnachtsfeiertage ging man, dem Gebrauch gemäß, zur Beichte und zum Abendmahl. Er verging meist in Andachtsübungen. Dietrich Schwalbe waren in der Ohrenbeichte noch besondere Pönitenzen auferlegt worden.

Der zweite Weihnachtstag war der St. Stephanstag, oder der große Pferdstag, für die Knechte ein Tag von großer Bedeutung. St. Stephan war der Schutzpatron der Pferde. Sein Fest, als das des ersten Märtyrers, war ohnehin schon sehr glänzend. Während des Gottesdienstes rief der Geistliche Christum und den heiligen Stephan an, den Hafer zu segnen und eine gute Haferernte zu bescheeren*). Nach dem Gottesdienste wurden die Pferde aus dem Schlosse und dem Dorfe auf dem Burghofe zusammengetrieben. Der Geistliche erteilte ihnen den Segen, desgleichen segnete er auch den vorhandenen Hafer und das Heu. Von diesem wurde den Pferden sogleich ein Teil zum Futter vorgelegt, was ihnen sehr gesund war.

Der dritte Feiertag war das Fest Johannis des Evangelisten und demnach der Namenstag des Herrn Johannes. Nach der Messe wurde heute in der Kirche von dem Priester am Altar Wein mit Gebeten und Kreuzzeichen gesegnet und in einem geweihten Kelch jedem aus der Gemeinde zum Trunk gereicht, zum Andenken daran, daß, als Johannes durch Wein vergiftet werden sollte und er über den Kelch das Zeichen des Kreuzes machte, das Gift in Gestalt einer Schlange heraus sprang und er den Wein ohne Gefahr trinken konnte. Man ließ ferner von dem Geistlichen Wein in der Kirche an diesem Tage weihen und gebrauchte ihn im Hause, wie wir weiter sehen werden**). Zur Feier des Tages waren Gäste eingeladen, namentlich Caspar Gans von Putlitz, Wedego von

*) Waser, histor. diplom. Zeitbuch sub Haferweihe.

***) Waser, histor. diplom. Jahrszeitb. sub Johannes Evangelista. v. Ledebur, Archiv. XI. II. S. 189.

Quitzow mit seinem Sohne Claus, Johann von Wepelitz, Bischof, und Lüdecke von Quitzow, Dompropst von Havelberg, nebst dem Pfarrer von Quitzhövel. Es ging hoch her bei der Mittagstafel, nicht minder bei der Abendtafel. Bei letzterer kam das Gespräch auf Jobst's gewaltsame Besetzung der Niederlausitz und Wenzels schwache Gegenanstalten und Dietrich sprach: Man mag über diesen Jobst sagen, was man will, klug ist er doch und in der Regel weiß er genau, welche Partei er zu ergreifen hat.

Die Diener brachten zum Johannisregen den geweihten Wein, schenkten den Pokal voll und überreichten ihn dem Bischofe. Dieser ergriff ihn und sprach: Ich bringe euch, ehrenwerte Gesellschaft, den Johannisstrunk zu und mit ihm Johannis Minne und Segen, des großen Jüngers und Apostels, dessen Gebot da lautete: Kindlein, liebet euch unter einander. Und wie wir Theil haben an diesem Weine, so mögen wir alle Theil haben an dieser Minne und an seinem Segen*). Und der Pokal kreifte von Mund zu Mund in der tief ergriffenen Gesellschaft. Darauf sprach der Bischof das Gratias und man erhob sich von der Tafel.

Man betrachtete den Johannisstrunk, der auch wohl zu anderen Zeiten, besonders als Abschiedstrunk, aber stets von dem am dritten Christtage geweihten Wein gereicht wurde, als ein inniges Vereinigungsmittel der Herzen. Am dritten Christtage fehlte er in keinem Hause, wo man Wein trank und wer diesen nicht besaß, trank ihn in der Kirche.

Am folgenden Morgen reiste der Bischof ab. Man hätte ihn gern noch länger da behalten, allein er sprach: Ihr erinnert euch vielleicht nicht, daß heute der unschuldigen Kindlein Tag ist, da muß ich in Havelberg sein und zusehen, daß mir der Apfelbischof nicht zu viel Unfug treibt.

Elisabeth. Wer ist das? Von ihm habe ich noch nichts gehört?

Bischof. Am heiligen Kindertag wählen die jungen Weltgeistlichen und Schulknaben unter sich einen Bischof, den sie vollständig bekleiden und im bischöflichen Ornat durch die Stadt führen, wobei die ganze Jugend in Prozession folgt. Man sammelt für ihn in den Häusern, und da er meistens Apfel als Gabe erhält, so heißt er deshalb der Apfelbischof. Endlich führt man ihn ins Kloster auf dem Dom, und dort muß er und seine Begleitung gespeist werden**). Da sind denn nun zuweilen die Forderungen ziemlich unbegrenzt, und deshalb ist es gut, wenn ich wenigstens anwesend bin. Lebt wohl und habt herzlichen Dank.

Bald schieden auch die anderen Gäste und selbst Matthias Bredow, der nur einen kurzen Urlaub hatte, und nun war es auf Quitzhövel so einsam wie zuvor.

*) Waser a. a. O. — v. Ledebur II. II. S. 189.

***) Waser, hist. diplom. Zeitbuch sub der S. S. Kindertag.

So brach das Jahr 1398 an. Es brachte wenig neues. In den ersten Tagen des Februarmonats kam eine Bulle des Papstes Bonifacius XI. an, in welcher verboten wurde, daß Geächtete, Verbannte und um Missethaten verwiesene und verfolgte Personen in Wilsnack eine Zufluchtstätte fänden, wie es bisher geschehen war*). Bischof Johann hatte durch seine Vorstellungen diesen Befehl erwirkt, und allgemein wurde er mit Recht als eine Wohlthat für das Land betrachtet.

Im Mai machte Johannes einen Besuch bei Lippold von Bredow und dessen Familie in Brandenburg. Bei dieser Gelegenheit lernte er auch Herrn Henning von Bredow, Dompropst des Stifts Brandenburg und Neffe des Herrn Lippold, kennen, der sich seit kurzem des jungen Heinrich Winter besonders angenommen hatte. Er rühmte die Geistesgaben des erst sieben Jahr alten Kindes als sehr hervorstechend und freute sich, in ihm ein tüchtiges Werkzeug für die Kirche zu erziehen. Der Bruder des Dompropstes, Bertram von Bredow, war ein tüchtiger Knappe. Wir halten uns jedoch hierbei nicht länger auf und bemerken nur im allgemeinen, daß Johann die Überzeugung gewann, Agnes habe ihn gern und würde einer Bewerbung um sie kein Hindernis in den Weg stellen, wenngleich ihm ein ausdrückliches Geständnis fehlte. Er reiste verliebter zurück, als er gekommen war.

Im August gebar Frau Elisabeth den zweiten Knaben, welcher nach seinem verstorbenen Großvater den Namen Cuno erhielt, indem man ihn in Gedanken zum Erben seiner Tugenden machte.

Vom Bischof Johann in Havelberg erfuhren die Quitzows, daß die armen Ruppiner noch übel daran seien. Im ganzen Jahre hatten die Befehdungen und Beschädigungen von seiten der Nachbarn nicht aufgehört; denn wenn auch der Bann ohne die Reichsacht nur der Seele, nicht aber dem Körper und dem leiblichen Gute schaden sollte, so hatte die Geistlichkeit es doch bereits seit längerer Zeit dahin zu bringen gewußt, daß dies nicht mehr besonders unterschieden wurde und der Bann fast alle die Folgen nach sich zog, welche eigentlich erst die Reichsacht verhängen konnte. Den zahlreichen Unruhistiftern der damaligen Zeit war jede Gelegenheit willkommen, wo es zu plündern und zu rauben gab, um so mehr, wenn sich der Schein von Gerechtigkeit und Eifer für die Kirche damit verbinden ließ. Endlich langte im Oktober eine Bulle des Papstes bei dem Bischof an, in welcher ihm Bonifaz IX. unterm 1. September befahl, den Bann wieder aufzuheben. Er reiste nach Ruppin und verrichtete dies mit allen von der Kirche vorgeschriebenen Feierlichkeiten**). Doch hörte damit das Unwesen noch nicht auf. Wer

*) Angelus, Ann. marchic. S. 174.

***) Dietrich, von den Grafen zu Lindow S. 85. Bratring, Ruppin S. 185.

mag ein aufgeregtes Meer augenblicklich zur Ruhe bringen? Noch dreimal, 1399 im Mai, 1401 im Oktober und 1403 im August trafen neue Absolutionsbullen aus Rom ein, die viel Geld kosteten. Die ersten waren nur an den Rat zu Ruppin gerichtet, die dritte außerdem auch an die Gemeinde von Neu-Ruppin, worin ihr gestattet wird, ungehindert ein und aus zu fahren. Die letzte erging an die Präpöste von Havelberg und Brandenburg und den Dechanten zu Stendal mit dem Befehl, die Neu-Ruppiner überall sicher passieren zu lassen. Diese Absolutionsbulle wurde in der ganzen Mark zur Kenntnis gebracht und nun, nach sechs trüben Jahren, hatte die Stadt endlich wieder Ruhe.

In der Lausitz dauerte unterdessen der Krieg fort. Der Landvogt Birken von der Duba eroberte in Verbindung mit Hans von Cottbus und Anshelm von Rhonow die Stadt Priebus und brannte sie aus. Im Schlosse und in der Stadt befehligte ein Herr von Hockeborn, welcher dem König Wenzel treu geblieben war; die Görlitzer schickten ihm eine ansehnliche Mannschaft nebst Pulver und ihren Büchsenmeister zu Hülfe; allein diese wurden geschlagen, da sie zu spät gekommen waren, und sämtliche Führer der Wagen nebst dem Büchsenmeister gerieten in Gefangenschaft. Indessen hatte der von Hockeborn noch das Schloß inne. Auf Befehl Wenzels zog der Landvogt der Oberlausitz seine ganze Mannschaft zusammen, um das Schloß zu entsetzen. Die Belagerer, welche ihnen an Kräften nicht gleich waren, zogen sich darauf zurück. Unglücklicher Weise veruneinigten sich aber die Oberlausitzer mit dem Herrn von Hockeborn, der ihnen nicht gestatten wollte, sein Schloß zu besetzen, weshalb sie nach Hause zogen. Da kamen die Feinde wieder und verwüsteten die ganze Herrschaft. Hierauf wurde durch Vermittlung des Markgrafen Prokopius von Mähren, der deshalb an Jobst schrieb, ein Stillstand bewirkt und es trat einige Ruhe ein. Aber von dem Schlosse Rhonow in der Oberlausitz wurden die Befehdungen fortgesetzt, so daß Markgraf Prokop anfang, Anstalten zu treffen, sich des Schlosses zu bemächtigen. Doch wurde es erst im folgenden Jahre erobert*).

Herzog Ulrich von Mecklenburg-Stargard war auf dem Fürstentage der Vereinigung zum Landfrieden nicht beigetreten. Er war mit Markgraf Wilhelm von Meissen, der noch immer als oberster Verweser der Mark im Lande war, in Zwist geraten; ohne Zweifel hatten die Überfälle und steten Neckereien zwischen Parchim und Lenzen die Veranlassung gegeben. Mehrere andere priegnitzer Schlösser hatten mit Lenzen gemeinschaftliche Sache gemacht und von mecklenburgischer Seite wurde dies nach Kräften erwidert. Es scheint, daß Markgraf Wilhelm den

*) Neumann, Gesch. der niederl. Landvögte II. II. S. 43.

Priegnitzern nicht ernstlich genug den Frieden empfohlen hatte, denn gebieten konnte er ihn gegen ein Land nicht, welches dem Bunde nicht beigetreten war. Genug, Herzog Ulrich sagte der Mark ab, ging aber nicht den Priegnitzern zu Leibe, sondern fiel, wie es damals gewöhnlich war, in die Uckermark und bemächtigte sich des Schlosses Boitzenburg, welches zur Mark gehört hatte. Markgraf Wilhelm entbot darauf die märkischen Vasallen, sammelte ein Heer, um diesen Frevel zu rächen und fiel um Martini, gegen die Mitte des Novembers, mit demselben in das Land des Herzogs zu Stargard, wo man nach Feindes Weise hauste und was man konnte, verheerte. Darauf zog man vor Boitzenburg und belagerte das Schloß kräftigst, das nicht lange zu widerstehen vermochte und sich ergeben mußte*). Tobst war übrigens um die Mitte des Dezember wieder nach der Mark gekommen**). Gleich nach Weihnachten trat eine ungemein heftige Kälte ein und hielt in großer Strenge bis weit in das neue Jahr 1399 hinein an. Die ältesten Leute wollten sich einer solchen Kälte nicht erinnern können. Man ging zu Fuß über das Eis der Ostsee von Klostock nach Dänemark und von Lübeck bis Stralsund***). Diese Thatsachen ergeben mehr als jene unbestimmten Schätzungen nach dem Gefühl eine sehr hohe und lang dauernde Kälte.

Die fortdauernden Unruhen zwischen den Priegnitzern und Mecklenburgern hatten König Albrecht mit den benachbarten Herren bewogen, abermals einen Fürstentag zu Perleberg festzusetzen, um den Landfrieden zu vollziehen, der früher festgesetzt, aber noch nicht allgemein befolgt worden war. Man hatte den zweiten Sonntag in der Fasten, den 2. Februar 1399, dazu bestimmt und konnte eine ansehnliche Versammlung dort erwarten†). Auch Kaspar Gans von Putlitz beschloß, dahin zu gehen, und lud Dietrich und Johann von Quitow ein, dort ebenfalls zu erscheinen.

Es war am Sonntag Septuagesimae, den 26. Januar, wo unsere Quitows die Nachricht erhielten. Am Vormittage waren sie in der Kirche gewesen und hatten das Halleluja begraben sehen. Kraft einer alten päpstlichen Verordnung durfte das Halleluja, welches sonst alle Sonntage erschallte, in der Zeit vom Sonntag Septuagesimae bis zur Ostervigilie, — dem Vorabende des Festes, — nicht gesungen werden, demnach also während der Fastenzeit††). Diese Zeit hieß darum auch

*) Detmar's Chronik bei Grotuff II. I. S. 387. 388.

***) Gercken, Fragm. march. T. III. S. 195 und Urk. Nr. VII.

***) Detmar, Chronik bei Grotuff II. I. S. 388.

†) A. a. D. S. 389.

††) Waser, histor. diplom. Jahrbuch sub Alleluja und Sonntag da man das Alleluja niederleget.

Alleluja clausum. Um aber dies Ausfallen des Halleluja den Gläubigen recht deutlich zu machen, wurde eine Puppe ausgeputzt und auf den Altar gesetzt, welche das Halleluja vorstellen sollte. Der Geistliche legte sie nieder, wenn der Gottesdienst so weit vorgerückt war, daß das Halleluja hätte angestimmt werden müssen. Sie wurde dann in einen Sarg gepackt und von Knaben unter allerlei lächerlichen Gebräuchen zu Grabe getragen, d. h. unter einem Altar verwahrt, bis sie am Osters-Heiligabend wieder auferstand. Von großer Andacht war dabei nicht die Rede, denn es war zu jener Zeit nichts Seltenes, ja oft geradehin Beabsichtigtes, die Gemeinde in der Kirche zum Lachen zu bringen, worin man nichts Anstößiges fand. Die Ansichten über das in religiösen Dingen Schickliche waren von den unsrigen gänzlich verschieden.

Dietrich gab sofort die nötigen Befehle, sich zu rüsten, um mit Johann und einer angemessenen Zahl von Knechten am nächsten Mittwoch von Duitzhövel aufzubrechen. Man bedurfte diesmal nicht bloß Waffen gegen unvorhergesehene Überfälle sondern auch gegen die grimmige Kälte, die man in einem noch höheren Maße zu fürchten hatte. Glücklicherweise für sie hatten wenige der Geladenen es näher als unsere Duitzows.

Bermummt und gewaffnet bis an die Zähne wurde die Reise angetreten. Die Knechte hatten Schafpelze, bei welchen das Rauhe nach innen gefehrt war, über ihre Harnische, und dicke Pelzkappen über die Helme gezogen, so daß sie den jetzigen Baschkiren nicht unähnlich waren. Die Reise ging über Wilsnack durch die Wilsnacker Heide, durch welche damals dem einzelnen nicht zu raten gewesen wäre, den Weg zu nehmen, weil die Wölfe überaus keck und dreist geworden waren. Der heftige Frost hatte ihnen fast alle Nahrungsquellen verschlossen und der Hunger trieb sie zu großen Wagstücken. Der Duitzowsche Zug war indessen zu zahlreich, als daß ein Angriff zu fürchten gewesen wäre.

Als man aus dem Walde trat, bemerkte man rechts einen ansehnlichen Zug von Reitern, sämtlich nicht minder abenteuerlich bermummt als die Duitzowschen. In der Mitte ritten mehrere offenbar sehr vornehme Leute; ihnen folgte ein Schlitten, in welchem zwei sehr stark bepelzte Männer saßen. Hinten schloß ein Zug Lanzknechte zu Pferde. Der Zug bewegte sich auf der Landstraße von Kleekke nach Perleberg, auf welche auch die Duitzows zuritten, die aber von der linken Seite kamen. Ihr Hervortreten aus dem Walde schien einige Besorgnisse einzuflöhen, denn der Zug machte halt und sandte einen Ritter mit zwölf Knechten gegen die Duitzows ab, um sich nach ihren Absichten zu erkundigen. Nachdem man sich verständigt hatte, ritt die abgeschickte Abteilung zurück, der Zug setzte sich wieder in Bewegung und nahe vor dem Dorfe Untze trafen die Duitzows mit ihm auf derselben Landstraße zusammen.

Man begrüßte sich gegenseitig freundlich und die Quizows fragten, ob es ihnen erlaubt sei, sich anzuschließen, da man doch nach einem Ziele wolle. Es wurde mit Vergnügen erlaubt. Erst jetzt konnten Dietrich und Johann ihre Betrachtungen machen. Allein es war niemand zu erkennen, denn nur die Augen waren entblößt und für den Mund eine Öffnung in der Pelzkappe vorhanden. Nur an den Farben und Wappen sahen sie, daß sie es zum teil mit Bekannten zu thun hatten, zum teil mit Unbekannten, wie sich aus der kurzen Antwort des abgeschickten Kundschafters bereits ergeben hatte. Es blieb daher nichts übrig als sich gegenseitig zu nennen.

Der eine von den beiden vor dem Schlitten herreitenden vornehmen Herren hieß die Quizows sofort willkommen und war über das Zusammentreffen höchst erfreut. Es war Lippold von Bredow. Sein Gefährte war Markgraf Wilhelm von Meissen, ein stattlicher Mann, soweit seine Vermummung darüber urteilen ließ. Im Schlitten saß Markgraf Jobst von Mähren mit dem Bischof von Havelberg. Man hatte in der Plattenburg übernachtet und war heute zur selben Zeit aufgebrochen, als die Quizows abritten. Übrigens waren die Pelzkappen vor den Gesichtern sämtlich dick bereift.

Die Kälte zog die Brust zusammen und erschwerte das Reden; ohnehin mußte man beinahe schreien, wenn man das Gekreisch des Schlittens und der Pferdehufe auf dem hart gefrorenen Schnee überbieten wollte. Die Unterhaltung blieb darum sehr einsilbig, bis man nach beinahe anderthalb Stunden, mittags, die Stadt Perleberg erreicht hatte.

Perleberg, die Hauptstadt der Briegnitz oder Vormark, nahm sich recht stattlich aus. Sie war ganz mit einer betürmten Mauer und doppelten Gräben umgeben. Über ihre beschneiten Dächer ragte das Dach und der Turm der Jacobikirche empor, in einer ansehnlichen Spitze endigend, um welche vier kleinere Türme standen. Auch der Turm des Doberziner Thores, durch welches man eingeritten war, hatte eine ansehnliche Höhe. Jenseit der Stepenitz, den sieben Bergen gegenüber, lag ein der heiligen Anna gewidmetes Kloster mit schönen, doppelt übereinander gewölbten Kreuzgängen und dazu gehöriger Kirche, in welchem Karmeliter hausten. Auf dem Markt stand ein Roland. Die Stadt hatte Zollfreiheit durch das ganze Land und die Stapelgerechtigkeit, indem alle Waren, welche von Hamburg kamen, in Wittenberge ausgeladen werden mußten. Mittels besonderer Prähmen wurden sie dann die Stepenitz hinauf, nach Perleberg transportiert, wo mitten in der Stadt sich eine große Waren-Niederlage befand. Hier mußten die Waren einige Tage liegen und konnten dann von den Kaufleuten abgeholt werden. Auch mit vielen anderen Freiheiten war sie begnadigt, durch welche der Wohlstand ihrer Bürger gesichert wurde. — Die Ver-

sammlung so vieler hoher Personen mit einem zahlreichen Gefolge hatte eine große Regsamkeit in die Stadt gebracht. — Bald nach unseren Reisenden traf auch Herr Caspar Gans von Putlitz nebst dem König Albrecht von Schweden, Herzog von Mecklenburg, ein, und am folgenden Tage die Herren von Wenden. Die Stargarder Herzöge waren ausgeblieben.

Am Sonntag den 2. Februar wurde der Fürstentag auf dem Rathause eröffnet. Die früheren Verträge wurden erneuert und die Anwesenden machten sich verbindlich, sie zu halten. Es waren eine Menge Klagen über Landbeschädiger und Raub auf den Landstraßen eingelaufen, und man besprach sich über Maßregeln, dieser Ungebühr Maß und Ziel zu setzen und gegen die Schuldigen mit Strafen einzuschreiten. Besonders aber wurde über die Landbeschädiger auf Schloß Lenzen geklagt. Sie begnügten sich nicht mehr mit Einfällen in die Umgegend von Parchim, sondern sie waren zuweilen auch in Albrechts Länder eingefallen, was mit zufälligen Grenzüberschreitungen entschuldigt wurde. Albrecht hatte sich deswegen genötigt gesehen, mehrere Schlösser an der Grenze in wehrhaften Stand setzen zu lassen und Landwehren zu errichten. Auch die Kaufleute wurden von ihnen überfallen, geplündert und ins Gefängnis geworfen, bis sie sich durch schwere Geldsummen ausgelöst hatten. Kurz, es ergaben sich so viele Klagepunkte gegen sie, daß man die Überzeugung gewann, man müsse gegen sie einschreiten und die strafende Gerechtigkeit walten lassen.

Allein während man noch mit Beratungen darüber beschäftigt war, kam die Nachricht, daß die strafbaren Landbeschädiger ohne Absagebrief in das Land König Albrechts eingefallen seien, daß sie die gegen sie errichteten Landwehren zerstört und die von Albrecht gegen sie in Stand gesetzten Besten niedergebroschen hätten. Dieser tolle, übermütige Frevel goß Del ins Feuer. Die ganze Versammlung wurde dadurch in hohem Grade aufgereizt und man beschloß, die Verbrecher sofort zu bestrafen, wie sie es verdienten. Insgesamt wollte man mit allen anwesenden Leuten gegen Lenzen aufbrechen. Es waren jedoch kaum Menschen genug vorhanden, um gewünschten Erfolg hoffen zu lassen und manche Vorbereitung mußte getroffen werden, ehe man an den Aufbruch denken konnte.

Die Stadt Perleberg wurde ersucht, so viel Rüstwagen und Sturmgerät zu stellen, als sie vermöchte. Man überzeugte sich bald, daß dies nicht ausreichend sei, und mußte an andere Mittel denken.

Des andern Tages erhielten die Duitzows eine Einladung zu einer Unterredung mit Markgraf Wilhelm von Meissen. Sie trafen dort mit Herrn Caspar Gans zusammen, der in gleicher Absicht kam, und wurden gleich vorgelassen.

Markgraf Wilhelm stand, angethan mit einem grünen Pelz, dessen weißer Kragen, dicht anliegend zurückgeschlagen, fast bis auf die Brust reichte, mitten im Zimmer und rief ihnen zu: Willkommen ihr Herren; ihr werdet verwundert sein, von mir so früh am Tage eine Botschaft empfangen zu haben; habt Dank, daß ihr so schnell meinem Wunsche Folge geleistet habt. Nehmt Platz.

Caspar. Wir haben nichts gethan, wofür ihr danken dürftet gnädiger Herr. Aber ich vermute, ihr habt uns etwas Wichtiges zu sagen.

Wilhelm. Ihr habt recht mich daran zu erinnern; die Zeit ist edel. Ihr wißt, Lenzen gehört zur Mark, deren oberster Verweser ich bin. Es ist daher bei dem beschlossenen Zuge gegen die Räuber ganz besonders Brandenburgs Sache den Friedensbruch zu ahnden, wenn auch König Albrecht als der angegriffene Teil die nächste Veranlassung hat, gegen die Räuber loszubrechen. So müssen wir denn die Hauptmacht stellen, und dazu fehlt es uns an mancherlei, vor allem aber an Geld, denn auf einen Kriegszug haben wir uns bei der Herreise nicht vorgesehen. Das erste und nötigste ist daher, Geld zu schaffen, dann werden wir auch wegen der noch fehlenden Menschen, Rüstwagen und Sturmgerätschaften sprechen können. Nun seid ihr Herren hier die Nächsten und könnt am ersten Rat schaffen. Ihr seht, die Not ist da, denn das Heer muß unterhalten werden und Kriegführen kostet Geld. Darum bitte ich euch, Herr Caspar Hans, ihr wollet uns zweitausend Schock böhmischer Groschen borgen, so schnell als möglich, ihr aber, die Quijows, wollet uns unterstützen mit allen Leuten, die ihr zu Hause verfügbar habt, mit Wagen und Kriegsgerät.

Caspar. Herr Markgraf, euer Ansuchen ist allerdings nicht anders, als vernünftig; aber es setzt mich doch in Verlegenheit, denn eine so große Summe habe ich nicht gleich vorrätig. Ich kann in diesem Augenblick nur über fünfzehnhundert verfügen. Wollt ihr mir aber erlauben, an Wichart von Rochow zu schreiben, so will ich mir von dem noch fünfhundert Schock borgen, worüber jedoch noch einige Tage vergehen können, ehe ich sie erhalte. Allein, Herr Markgraf, im Kriege handelt es sich um Leben und Sterben, und es ist wohl billig, daß wegen der Wiederbezahlung dieser Summe —

Wilhelm. Verstehst dich. Ich stelle euch einen Schuldschein aus und setze euch Lenzen zum Pfande, worauf ich sie euch verschreibe. Seid ihr dessen zufrieden?

Caspar. Erlaubt mir noch die Bitte hinzuzufügen, daß auch Herr Sobst seine Zustimmung dabei gebe.

Wilhelm. Ich denke, das wird keine Schwierigkeit machen; denn Herr Sobst wird sich schwerlich auf andere Weise zu helfen wissen.

Unterdessen war die Thür leise geöffnet worden; ein kleiner, von Alter gebückter Mann, mit einem langen Stab in der Hand war herein geschlichen, hatte sich horchend hingestellt, ohne von Wilhelm bemerkt worden zu sein, weil er auf der Seite eingetreten war, auf welcher dieser nicht sehen konnte, da er nur ein Auge hatte. Das kleine zusammengedrückte Gesicht wurde von einem gewaltigen Barte, so groß, wie man ihn selten sah*), zur Hälfte völlig bedeckt, das Barttief war tief in die Augen gedrückt, wodurch seine Miene ein Ansehen von Troß gewann, die kleinen Augen funkelten mit Rücksicht auf das hohe Alter ungewöhnlich hell. Er griff die letzten Worte Wilhelms auf und fiel mit den Worten ein: Das ist doch noch die Frage!

Wilhelm wandte das Gesicht seitwärts und sprang auf. *Si, sieh' da, Herr Markgraf Jobst, Gott grüß euch.*

Die drei Herren boten ihm ihren Gruß; man setzte sich und Jobst sprach mit einem schlaun Lächeln; es gäbe wohl noch ein Mittel diesen Krieg so zu führen, daß er uns gar nichts kostete. Soll mir Gott helfen, es wäre fein und geschickt ausgedacht, aber wo hat man die Leute zur Ausführung? *Sa, ihr schaut mich verwundert an? — Mit diesem alten Kopfe habe ich einen Plan ausgeheckt (er kniff das Gesicht zusammen), — uh! ich sag' euch, ich breche euch Lenzen, und es kostet uns keinen Groschen.*

Wilhelm. Das wäre ich begierig zu erfahren.

Jobst. Ihr könnt's haben. Denkt ihr nicht, daß die von der Kapellen in Lenzen nicht schon Nachricht hätten von dem, was gegen sie beschlossen ist? *He?*

Wilhelm. Wohl möglich.

Jobst. Nicht wahr? Sie werden Gegenanstalten treffen. *He?*

Wilhelm. Gewiß.

Jobst. Wenn wir nun an sie schreiben und ihnen sagten, daß wir sie von Lenzen vertreiben wollten?

Wilhelm. Das ist schon gestern geschehen. Man muß ihnen doch absagen, denn drei Tage nachher kann man ja erst anfangen.

Jobst. O, prächtig. Die werden schön in Angst geraten, je mehr je besser.

Wilhelm. Aber weiter.

Jobst. Nun, wir von der Mark, als ihre Landesherren, schreiben ihnen, daß sie unsern Schutz verwirkt haben, daß wir ihnen Lenzen abnehmen und sie aus dem Lande jagen müssen.

Wilhelm. Das ist schon im Abjagebrief enthalten.

Jobst. Nun, dann ist die Arbeit nur noch sehr klein. *He?*

*) Euspinians Kaiserchronika II. II. S. 72.

Wilhelm. Aber Herr Schwager, noch verstehe ich nicht —

Jobst. St, St! Das ist ja eben der Pfiß, der nun kommt. Wir wollen ihnen noch einen Brief schicken und ihnen sagen, sie möchten das Strafgericht abkaufen, dann wollten wir ihnen nichts thun. Versteht wohl, wir Landesherren der Mark schreiben an sie. Die werden gern zahlen, viel zahlen, sehr viel. Glaubt ihr nicht? He? Wieviel Geld wolltet ihr denn aufnehmen?

Wilhelm. Zweitausend Mark.

Jobst. Ich sage euch, die in Lenzen geben dreitausend, viertausend, denn sie rechnen darauf, daß sie nachher nur einige Kaufleute zu plündern brauchen, dann haben sie es wieder. Glaubt ihr nicht, daß sie es geben? Ich glaube es. Sie geben's gewiß.

Wilhelm. Wohl möglich. Allein dann sind wir auf dem alten Fleck.

Jobst. O, niemals, wenn man Geld hat. Seht ihr nicht, was weiter geschehen muß?

Wilhelm. Nein!

Jobst. Wir zahlen das Geld oder auch nur tausend Mark dem König Albrecht als Sühne für das Vergangene. Der ist dann nicht damit zufrieden; er nimmt das Geld, nimmt unsere Leute dafür in Sold, schafft an, was nötig ist, sagt denen in Lenzen ab, pocht Lenzen aus und jagt die Spitzbuben zum Henker. — He? Ist Lenzen nun nicht frei? — Hat es uns einen Pfennig gekostet? Im Gegenteil. Wir können dabei noch eine Summe gewinnen.

Markgraf Wilhelm stand auf und ging mit offenem Unwillen auf der Stirn im Zimmer umher. Auch Caspar und die Duitzows standen auf. Jobst blieb sitzen und folgte mit den Augen Wilhelms Bewegungen. Ein höhnisches Lächeln glänzte in seinem Gesichte. Nun, was sagt ihr denn, rief er, he?

Wilhelm zögerte mit der Antwort. Ich kann darauf nicht eingehen, sprach er. Das hieße treulos handeln und mit seinen Worten spielen.

Jobst. Treulos? Gegen wen denn? Gegen unsere Feinde, die selber treulose Verräter sind. Was ist denn dabei zu fürchten? Gar nichts! Sie gehen ja dabei darauf, kommen um Hab und Gut, vielleicht ums Leben und müssen jedenfalls das Land meiden. Solche Bettler sind doch nicht zu fürchten? — Seinen Feinden Wort halten zu wollen, ist ein thörichter Aberglaube. Was können sie denn, wenn man es ihnen bricht, Schlimmeres werden, als was sie schon sind, unsere Feinde? He? Soll mir Gott helfen. Seinen Freunden muß man Wort und Treue halten, denn wenn man es nicht thäte, würden sie unsere Feinde werden und uns schaden. Begreift ihr das? He?

Wilhelm. O ja.

Jobst. Nun, dann müßt ihr auch begreifen, daß man es seinen Feinden nicht zu halten braucht. Soll mir Gott helfen, ihr glaubt nicht, wieviel kluge Streiche schon unterblieben sind, bloß dieses Uberglaubens wegen. — Ich habe nur ein einziges Bedenken dabei.

Wilhelm. Und welches?

Jobst. Die in Lenzen scheinen kluge Kerle zu sein, die Haare auf den Zähnen haben. Sie werden uns nicht glauben, wenn wir ihnen einen zweiten Brief schicken, nachdem wir ihnen Feindschaft angekündigt haben, denn es ist eine schreckliche Dummheit, seinem Feinde auch nur ein Wort zu glauben, und die in Lenzen sehen mir nicht darnach aus. Aber manchmal sind die Leute wirklich viel dummer, als man vermuten sollte. Man könnte es wenigstens versuchen. He?

Wilhelm. Ich dachte, wir unterließen es; denn die mecklenburgischen Herren gehen gewiß darauf nicht ein.

Jobst. Da wären sie rechte Narren. Doch freilich, ihr könnt recht haben. Sie gewinnen dabei nicht mehr als so. Soll mir Gott, man wird ihnen einen Gewinn versprechen müssen, denn was haben sie eigentlich gewonnen, wenn Lenzen fällt? Nichts, und das ist zu wenig. Da sind sie nicht dabei. Ist ihnen auch nicht zu verdienen. Man muß ihnen Lenzen verpfänden, oder wie früher zu Lehn geben, he?

Wilhelm. Da sind wir nicht weiter als jetzt. Ich habe es eben hier dem Edlen von Putliz, einem mecklenburgischen Vasallen, gegen zweitausend Schock als Pfand angetragen.

Jobst. Habt ihr? Nun, das ist gut, ihr werdet da ein märkischer Lehnsman. Sollt einen gnädigen Herrn an mir haben.

Wilhelm. Ihr gebt also eure Einwilligung, daß die Verpfändung stattfinde und der Pfandbrief aufgesetzt werde?

Jobst. Wartet einmal. Zweitausend Schock — ist denn das nicht zu wenig?

Caspar. Vielleicht zu viel. Wer weiß, in welchem Zustande mir Stadt und Schloß nach der Umlegung übergeben werden.

Jobst. Na, ihr wollt dabei etwas verdienen, auch gut. Ich bin ein großmütiger Mann, he? Ich will einwilligen. Aber soll mir Gott, es ist wenig Geld.

Wilhelm. Dietrich und Johann von Quitow wollen Leute und Heergerät stellen. Für die Kosten, welche euch das verursacht, will ich euch einen Schuldbrief ausstellen und als Bürgen stell' ich euch hier den Markgrafen Herrn Jobst —

Jobst. Halt! Auf wieviel lautet der Schuldbrief?

Wilhelm. Das ist jetzt noch nicht zu bestimmen. Wir wissen

ja nicht, wie lange die Belagerung dauert. Das kann erst nach abgethaner Sache festgestellt werden.

Tobst. Das wird viel Geld kosten.

Wilhelm. Wollt ihr es nicht in dieser Weise halten, so laßt selbst Leute und Heergeräte kommen und besoldet sie.

Tobst. Als ob ich dabei gebessert wäre, he?

Wilhelm. Wollt ihr die Bürgschaft übernehmen? Herr Lippold von Bredow will mit bürgen. Herr Caspar, wie ist es mit euch, stellt ihr euch als Bürgen?

Caspar. Wenn ihr es wünscht, glaube ich dabei nichts zu gefährden.

Wilhelm. Was ich thue, thue ich zum Besten der Mark, und wie sich auch die Verhältnisse gestalten mögen, jedenfalls muß euch der Landesherr dafür aufkommen, selbst wenn meine Forderungen an das Land befriedigt sind. Einige andere Bürgen werde ich noch zu stellen wissen, damit die gesetzmäßige Zahl voll werde. Was jetzt besprochen ist, dabei bleibt's. Setzt, ihr Herren, macht Anstalten, das Gewünschte schnell herbeizuschaffen.

Man empfahl sich. Unterwegs ging man zu Herrn Lippold von Bredow heran, um mit ihm zu sprechen. Er erklärte seine Bereitwilligkeit, Bürge zu werden und fragte über das Nähere ihrer Verhandlung.

Ihr habt Herrn Tobst heute zum erstenmal gesehen, sprach er, wie gefällt er euch?

Dietrich. Ich finde ihn, wie er mir geschildert worden. Allein es wundert mich, daß er sich so ohne allen Zwang äußert.

Lippold. Es ist seine Weise, die wichtigsten Dinge am ungehörigen Ort zu schwätzen und er würde sich damit oft gar sehr schaden, wenn man nicht wüßte, daß man auf seine Rede gar nichts geben darf, und ich will keinem raten, darauf etwas wieder zu erzählen. Man muß sich mit ihm vorsehen. Dies, ihr Herren, zu eurer Warnung, da ihr doch mit ihm zu thun bekommt. Gott befohlen, bis auf Wiedersehen.

Sie gingen, um die erforderlichen Veranstaltungen zu treffen. Es wurden Boten ausgesandt und in Perleberg bot man alles auf, den Zug mit gehöriger Kraft zu vollführen. Nach einigen Tagen war das Heer beisammen und man brach gegen Lenzen auf.